Abonnementspreis
Bei der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Insertionspreis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Inserate:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Inserate sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 469. **Dienstag** den 13. September 1892. **86. Jahrgang.**

Zur Parteilage

Äußern sich die „Mittheilungen für die Vertrauensmänner der nationalliberalen Partei" wie folgt: Auf dem Mainzer Katholikentage hat der demokratische Theil des Ultramontanismus seine Vergangenheit abgeschworen und mit seltener Wandlungsfähigkeit sind inzwischen die ultramontanen Wähler in Niederschlesien nach der conservativen Seite abgeschwenkt, so einmüthig, wie es unmöglich geschehen wäre, wenn die Parole nicht auch von hoher kirchlicher Stelle ergangen wäre. Den Parteibefehl, gleichviel ob er von der Breslauer Provinzial- oder von der Centralleitung der Centrumspartei erging, hat der niedere Klerus gerade in jenem Theile von Schlesien wiederholt für nichts geachtet. Namentlich haben auf den Zuspruch ihrer örtlichen Führer hin die ultramontanen Wähler im Jahre 1888 bei den Landtagswahlen in großer Zahl den Deutschfreisinnigen ihre Unterstützung zu Theil werden lassen, wiewohl dies von der Parteileitung damals durchaus nicht empfohlen war. Sie hätten dasselbe wohl auch jetzt gethan, wenn der Parteibefehl nicht von einer höheren kirchlichen Instanz nachdrückliche Bekräftigung gefunden hätte. Der niedere Klerus hat sich daraufhin fröhlich unterworfen und so rückt das Centrum in der That geschlossen in seine neuen Stellungen ein, und schließt sich aufs Engste mit der conservativen Partei zusammen. Daß innerhalb dieser Partei noch Auseinandersetzungen darüber im Gange sind, ob die gemäßigte, nach der Mitte hin zur Verständigung und Fühlungnahme geneigte Richtung grundsätzlich verlassen werden soll oder nicht, — scheint bei der Centrumsleitung kein Bedenken mehr zu verursachen. Man lebt dort offenbar der sicheren Erwartung, daß jene gemäßigt-conservative Richtung demnächst ihre Rolle ausgespielt haben wird und greift dieser Entwickelung der Dinge in einer Art und Weise voraus, die den Gipfel der Unvorsichtigkeit bedeuten müßte, wenn das Ende der erwähnten Auseinandersetzungen innerhalb der conservativen Partei nicht bereits abzusehen wäre. Welche Bürgschaften das Centrum dafür besitzt, daß die gemäßigt-conservative Richtung zur Bedeutungs- und Einflußlosigkeit gebracht wird, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls müssen solche Bürgschaften gegeben sein, denn es ist den Nachfolgern Windthorst's in der Leitung des Centrums nicht zuzutrauen, daß sie in so unwiderruflicher Art und Weise den Bund mit der Rechten vollzögen und an ihrem Theile zuerst die aus diesem Bunde erwachsenden Pflichten erfüllten, wenn in der Rechnung noch irgend ein unsicherer Factor stände.

Damit ist denn ein so bedeutsamer Wandel in den parteipolitischen Beziehungen gekennzeichnet, wie er im neuen Reiche noch nicht erlebt wurde; denn selbst in den Jahren 1878 bis 1881 war es nicht zu einem derart festen Bunde der Rechten mit dem Centrum gekommen. Damals hatte die conservative Partei wenigstens in ihrer Stellung zur Reichspolitik nicht alle Brücken nach der Mitte hin abgebrochen, während sie jetzt gerade bei Reichstagswahlen zuerst das verpflichtende Verhältniß zum Ultramontanismus eingeht. Sie wird die Folgerung nicht zurückweisen wollen, daß es sich um ein verpflichtendes Verhältniß handelt; in ihren Organen hat sie, in voller Uebereinstimmung mit der nationalliberalen Auffassung, dieselbe Auffassung oft genug vertreten, wenn die deutsch-freisinnigen Candidaten „bedingungslos" von ultramontanen Wählerschaften unterstützt wurden. Nur das Maß der Verpflichtungen kann noch in Frage stehen. Doch mag es für's Erste eng oder weit gedacht sein, sicherlich hätten die nationalen Interessen keine positive Forderung mehr, die liberalen Interessen geradezu eine Gefährdung zu gewärtigen, wenn auf dem Reichs- und auf dem Staatswagen die Ultramontanen künftig als die Rosselenker mit zugelassen würden. Und daß es der Ultramontanismus meisterlich versteht, denjenigen mehr und mehr zu umgarnen, der ihm freundnachbarlich zur Seite tritt und ihn schließlich vollkommen zu beherrschen, ist ein Erfahrungssatz der Geschichte. Die conservative Partei wird ihn an sich selbst erproben müssen. Wie sie geläutert und gewitzigt aus dieser Probe am letzten Ende hervorgeht, ist eine Frage, die sie mit sich selbst auszumachen hat. Nicht minder bedenksam ist die offensichtliche Schwenkung des Centrums für die deutschfreisinnige Partei. Deren Verhältniß zum Centrum war namentlich entscheidend für den Ausfall der Reichstagswahlen von 1890. Eine erhebliche Anzahl von Mandaten verdankt sie selbst der ultramontanen Unterstützung; das Centrum dagegen hätte zum mindesten in Baden nicht derart sich verstärken können, wenn die Deutschfreisinnigen nicht überall den Nationalliberalen als den allerschlimmsten Gegner bekämpft hätten. Jetzt, nach dem Vorgang in Niederschlesien ist die deutschfreisinnige Partei in der Zwangslage, dort, wo sie bisher vom Ultramontanismus unterstützt wurde, sich gegen dessen Angriff zu behaupten. Dafür sind ihre Verpflichtungen gelöst, anderwärts den Angriff des Centrums insbesondere auf die nationalliberalen Stellungen zu unterstützen oder doch durch Nebenbewegungen zu begünstigen. Es ist somit der deutschfreisinnigen Partei durchaus ermöglicht, ihrerseits wieder auf den tiefen und grundsätzlichen Gegensatz des bürgerlichen Liberalismus zu den ultramontan-particularistischen Strebungen sich zu besinnen? Die Zukunft muß lehren, wie weit die deutschfreisinnige Partei von dieser Möglichkeit Gebrauch machen will. Jedenfalls dürfte sie durch keine taktischen Rücksichten mehr an der klaren Erkenntniß behindert sein, daß aller Reactionsgefahr, soweit dieselbe ernster Natur ist, immer der ultramontan-particularistische Stempel aufgeprägt ist, daß also die wirksame Bekämpfung einer solchen Gefahr die entschiedenste Fernstellung gerade auch gegen das Centrum voraussetzt.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 13. September.

Der Uebermuth der ultramontanen Presse kennt keine Grenzen. Man thut, als wäre die heutige parlamentarische Machtstellung des Centrums eine unabänderliche Reichsinstitution, als sei das Centrum, unterstützt von Conservativen, Polen und Welfen, in der Lage, der Regierung die Bedingungen vorzuschreiben. Die unangenehme Erinnerung an die Katastrophe des Volksschulgesetzes liegt den ultramontanen Wortführern zwar noch sehr in den Gliedern, aber sie halten die Situation für hinreichend verändert, um eine ähnliche Ueberraschung nicht mehr befürchten zu müssen. Daß die mühevolle Arbeit, an welche die Ersten des Centrums den Schweiß dieses heißen Sommers gesetzt haben, nämlich die Nationalliberalen als Feinde des Kaisers zu denunciren, von dem gewünschten Erfolge gewesen sei, wird man im ultramontanen Lager selbst nicht glauben; aber man hofft, daß die Regierung sich mit der Einbringung des neuen Militairgesetzes in eine Zwangslage versetzen werde, in welcher sie einer Befriedigung der Wünsche des Centrums nicht länger würde ausweichen können. Um diese Zwangslage gehörig vorzubereiten, wird jetzt in der klerikalen Presse mit Vorliebe über die numerische Schwäche der nationalliberalen Fraction des Reichstags gehöhnt. „Was kannst Du, armer Teufel, bieten?" ist die stehende Redensart, mit welcher man sich die Regierung von den Nationalliberalen abwenden läßt. Nun ist ja zweifellos, daß die Nationalliberalen, wenn die angestrebte klerikal-conservative Coalition, verstärkt durch polnische Hilfstruppen, wirklich zu Stande kommt, derselben im gegenwärtigen Reichstage eine andere Mehrheit entgegenzustellen nicht im Stande sind. Aber es ist doch nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß die „armen Teufel von Nationalliberalen" bei der Wahl vom 20. Februar 1890, unter den denkbar ungünstigsten Bedingungen, 1 177 807 Stimmen zu verzeichnen gehabt, und daß Nationalliberale, Freisinnige und Reichspartei zusammen an jenem Tage 2 820 036, das Centrum und die Conservativen unter Hinzurechnung sämmtlicher Polen und Welfen nur 2 596 664 Stimmen gezählt haben. Wenn man an maßgebender Stelle diese Thatsachen erwägt, so könnte doch am Ende der Gedanke auftauchen, ob, wenn denn einmal Concessionen gemacht werden müssen, dieselben gerade an den Ultramontanismus zu machen seien. Es steht doch nicht in den Sternen geschrieben, daß das Centrum sich auf die Dauer einer Regierung gegenüber sehen wird, welche mit seiner Machtstellung wie mit einem unübersteiglichen Factor rechnet. Wie, wenn sich ein Staatsmann fände, der, Angesichts der überspannten Forderungen des Ultramontanismus, im Gegensatze zum Centrum oder auch zu einer klerikal-conservativen Coalition an das Volk appellirte? Wäre ein solcher Appell Angesichts der oben angegebenen Ziffern so aussichtslos?

Unsere Auffassung, daß die Höflichkeitskundgebungen zwischen Italien und Frankreich bei der Columbusfeier in Genua trotz ihrer geflissentlichen Lebhaftigkeit keine wesentliche Veränderung in der politischen Stellung der beiden Länder zu einander herbeiführen werden, wird auch von anderen Blättern getheilt. So schreibt die „Neue Freie Presse": „Die demonstrative Höflichkeit, die man in Genua einander erweist, verhält einen Interessen-Gegensatz, der durch ceremonielle Artigkeiten nicht zu beseitigen ist; die Rivalität im Mittelmeere, das Andenken an die tunesische Episode bleiben bestehen, und um zu erkennen, daß die Temperatur der italienischen Empfindungen gegenüber den Franzosen trotz der schönen Worte eine sehr gemäßigte ist, braucht man nur zu vergleichen, was König Humbert den französischen und was er den rumänischen Sendboten erwidert hat. Jenen sagte er, die Freundschaft Frankreichs sei den Italienern theuer und entspreche deren lebhafter Sympathie für Frankreich; in der Anrede an die Rumänen betonte er den gemeinsamen Ursprung und die brüderliche Freundschaft. Als Schwesternationen betrachten sich auch das französische und das italienische Volk und die Partei der italienischen Franzosenfreunde accentuirt die Gemeinsamkeit des romanischen Ursprunges; aber König Humbert hat bei aller Wärme des Ausdruckes die indifferenteren Wendungen gewählt, und das ist nicht gleichgiltig für die Abschätzung der Tragweite, welche dem Empfange der Franzosen in Genua beigemessen ist." In Uebereinstimmung damit befindet sich eine Mittheilung, welche der „Allgem. Ztg." aus Wien zugeht. Danach haben die Nachrichten über den Empfang der österreichischen Schiffe in Genua in Wien in hohem Grade befriedigt. Es wird insbesondere den Trinksprüchen, die anläßlich der Ueberreichung der Orden an Bord des Panzerschiffes „Rudolf" ausgetauscht worden, eine gewisse Bedeutung beigemessen; denn diese Kundgebungen werden wohl geeignet sein, den Eifer französischer Blätter zu dämpfen, mit welchem diese aus dem französisch-italienischen Flotten-Rendezvous in Genua Capital zu schlagen suchen, als hätte ihre Speculation auf eine Loslösung Italiens von der Tripelallianz irgendwelche Aussicht auf Erfolg. Allgemeinen Tadel findet die ärztliche Weise, in welcher das deutsche Reich bei den Festlichkeiten in Genua vertreten war, und wir können nicht sagen, daß der Tadel unbegründet ist. Wenn vor Kurzem bei der Insel Rügen eine deutsche Flotte von 36 Kriegsschiffen manövrirte konnte, so müßte es nach unserm Dafürhalten möglich gewesen sein, mehr als eine einzige Kreuzercorvette zu dem Stelldichein der europäischen und amerikanischen Flotten nach Genua zu entsenden. Die „Voss. Ztg.", also ein der jetzigen Regierung keineswegs abgeneigtes Organ, macht zu dieser Angelegenheit folgende bitteren Bemerkungen:

„Die Franzosen haben leider nicht Unrecht, wenn sie spöttelnd, daß das eine deutsche Schiff „Prinzeß Wilhelm" kaum beachtet werde, daß es verschwinde vor den stolzen Schiffskolossen der übrigen Staaten, daß es an der Seite eines griechischen Schiffes ein bescheidenes Dasein führe. Das ist übel angebrachte Sparsamkeit. Das deutsche Reich bedarf keiner besonders prunkvollen Bezeugung seines politischen Ansehens, Deutschland ist groß geworden ohne lächerlichen Prunk und Luxus; Ehrensache jedoch ist es, aus nichtshaltigen Gründen nicht zurück zu stehen, wie es uns in Genua — das kann nicht geläugnet werden — beschieden war. Einige Tonnen Kohlen mehr, eine kleine Störung im Schulplan der Marine — wären keine zu großen Opfer gewesen, um die Ehrung Deutschlands für Columbus, die Huldigung für den treuen Bundesgenossen würdiger zu gestalten."

Der Herausgeber des „Corr. de l'Est" hat während seines kürzlichen Aufenthaltes in Philippeyel Gelegenheit gehabt, sowohl die Ansichten des Fürsten Ferdinand als auch die seiner hervorragendsten Minister über die gegenwärtige Lage Bulgariens kennen zu lernen. Ein in der genannten Correspondenz zur Publication gelangter Artikel berichtet in ausführlicher und zusammenfassender Weise über die Aeußerungen der genannten Staatsmänner. Insbesondere haben sich dieselben gegen zweierlei Gerüchte zu verwahren gesucht, die in letzter Zeit verbreitet worden sind. Dieselben betreffen die angeblich von den Bulgaren beabsichtigte Unabhängigkeits-Erklärung und deren Bestreben, sich mit Rußland zu versöhnen. Beide Gerüchte sind unwahr und nur zu dem Zwecke verbreitet, um Bulgarien und die Türkei zu verunreinigen und das Fürstenthum bei den befreundeten Mächten zu discreditiren. Was Bulgarien erstrebe, sei lediglich die Anerkennung des legal gewählten Fürsten durch den Sultan, der nachgerade sein früheres Mißtrauen gegen die Bulgaren aufgegeben und eingesehen hat, daß das Fürstenthum auf der Balkan-Halbinsel ein conservatives Element der Ordnung und des Friedens sei, das dem ottomanischen Reiche eines Tages noch große Dienste leisten könne. Diese Politik wird von Bulgarien stets eingehalten werden; dafür bürgt Fürst Ferdinand, der in seiner Rede gelegentlich der Eröffnung der Ausstellung von Philippeyel sein Wort als Souverain und als ehrlicher Mann dafür verpfändete, daß Bulgarien seine klare und loyale Politik auch in Zukunft fortsetzen und niemals ein Verhalten aufgeben werde, das ihm die Sympathien und das Vertrauen der befreundeten Mächte verschafft hat. Was die angeblichen Velleitäten des Fürsten Ferdinand bezüglich einer Versöhnung mit Rußland anlangt, so hat derselbe den Herausgeber der „Corr. de l'Est" geradezu autorisirt, den diesbezüglichen Behauptungen des „Figaro"-Correspondenten ein formelles Dementi entgegenzusetzen. Der Fürst hätte niemals gesagt, daß er der „ergebenste Freund Rußlands" sein würde, wenn dieses nur die Unabhängigkeit Bulgariens achten wolle. Sowohl der Fürst als auch seine Minister sind im Gegentheile von der Ueberzeugung durchdrungen, daß eine Versöhnung mit Rußland unmöglich ist. Nicht nur die öffentliche Meinung, sondern auch die Armee, deren Officiere sich durch die russischen Officiere in ihren Stellungen bedroht sehen, ist gegen Rußland. Hierin, sowie in allen übrigen Fragen sind Volk und Heer in Bulgarien in voller Uebereinstimmung.

In Deutschland wird man gegenwärtig gut thun, den wichtigen Vorgängen, die sich in Afrika vorbereiten und abspielen, volle Aufmerksamkeit zu schenken. Es geht daselbst Bemerkenswerthes vor. England wird jetzt mit aller Macht und Eile die Gebiete zu besetzen suchen, welche ihm auf Grund des mit Deutschland abgeschlossenen Vertrages zugehören und von der Küste bis zum Albertsee und oberen Nile reichen. Von zwei Seiten her droht ihm Gefahr. Man weiß, daß der Uelle nicht nur die Fortsetzung des Ubangi und die nach dem egyptischen Sudan führende Straße ist. Am Uelle ist seit einem Jahre die von dem Congostaate ausgerüstete starke militairische Expedition unter dem Befehle des Capitains Van Kerckhoven thätig, um das Land von den Arabern zu säubern und dem Congostaat einen Weg nach dem Albertsee zu bahnen. Es verlautet aber auch, daß der nach dem Tschadsee marschirende Herr von Brazza das Gebiet des Albertsees wenigstens zum Theil für Frank-

Feuilleton.

Das höchste Gut.

6] Roman von A. von Gersdorff.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Einen Moment habe noch die Güte, liebe Luise", sagte er, „unser Sohn ist, wie Du richtig sagst, fast mündig. Wir haben vermieden — hm — wenigstens möglichst vermieden, ihn in diese unerfreuliche Angelegenheit hineinzuziehen, und er hat sich auch bis jetzt von einer staunenswerthen Gleichgiltigkeit dagegen gezeigt."

„Was wollt Du eigentlich sagen?"

„Nur, daß wir unsern Sohn doch am Ende vielleicht selbst auffordern könnten, seine Ansicht abzugeben."

Der Gedanke war nicht zu verwerfen.

„Wie Du befiehlst!" sagte sie ergeben und kehrte zu dem Gatten zurück, „den Gott ihr nun einmal befohlen", unterwegs die Klingel ziehend.

Ermler erschien.

„Der junge Graf möchte in den Salon kommen."

Nach einer ziemlich langen Weile, die beide Gatten in grollendem Schweigen verbrachten, erschien der „Persönliche" wieder.

Aber er sah seltsam aus, und seine Meldung war etwas unzusammenhängend.

„Der junge Herr Graf ist — ich kann ihn nicht —"

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, was ist geschehen?!" schrie die Gräfin.

„Ist verreist! Sie sagte es mir eben, aber — aber sie sollte es nicht sagen vor dem Diener, d. h. die Emma."

Die Zofe selbst drängte jetzt mit Hast in den Salon, den „Persönlichen" beinahe zu Falle bringend.

„Herr Graf, gnädige Frau Gräfin, ich kann nichts dafür, die gräflichen Herrschaften können mir glauben."

„Reden Sie, Person!" donnerte der Graf, der seine halb ohnmächtige Frau in den Armen hielt. Eine ganz unnöthige Aufforderung an Emma, da sie bereits viel zu viel redete.

„Der junge Herr Graf" — ein Thränenstrom und kaum verständliche Laute — „sind allerdings abgereist heute früh um 7 Uhr in einer Droschke mit dem kleinen Handkoffer vom gnädigen Herrn Grafen, und ich, ich traf ihn auf der Treppe und sollte nichts sagen vor dem Diener, weil — damit — daß — daß kein Lärm würde, und der junge Herr Graf kämen bald wieder."

„Kämen bald wieder!" stöhnte der alte Herr, seine Luise aus den Armen lassend, um sich den Kopf zu halten.

„Du mußt ihm nach, Ludwig! Unser Kind, ich weiß nicht, was ich denken soll, oh, halte mich, mir wird so schwach."

„Ja, das glaub ich! Mir auch. Ermanne Dich, meine gute Luise. Wohin soll ich ihm denn nach?"

„Mein Gott! Welch' unnütze Fragen! Auf den Bahnhof, aufs Polizeibureau!"

„Was fällt Dir ein? Uns und ihn bloßstellen vor der ganzen Stadt? Wenn Du nur ein Körnchen gesunden Menschenverstand hättest, würdest Du Dir sagen, daß ein erwachsener Mensch erstens nicht mit einem Handkoffer ins Jenseits reisen wird."

„Wohl Dir, daß Du scherzen kannst."

„Emma, Sie können gehen; es ist gut, Ermler. Wenn ich Sie brauche, werde ich klingeln", wandte sich der Graf an seine Untergebenen.

„Wenn ich mir erlauben dürfte, zu bemerken, Herr Graf, so könnte ich vielleicht ganz unter der Hand die Erkundigungen einziehen, welche — —" hauchte der „Persönliche" respectvoll.

„Jawohl, Ermler", rief die Gräfin aufspringend, „eilen Sie auf den Bahnhof, wo die Frühzüge abgehen, ich — ich bin ja auch überzeugt, daß es sich nur um einen Scherz, eine Ueberraschung handelt, aber es würde mir und wohl auch dem Grafen lieb sein, orientirt zu werden, Ermler."

„Sehr wohl, Frau Gräfin!"

Welch' ein Tag war das! Die Gatten saßen oft Hand in Hand, stärkten und trösteten sich gegenseitig und entbrannten oft in heißer Fehde. Am gefährlichsten und ergötzlichsten wurde dieselbe, wenn der Graf von „Deinem Sohne" sprach, als habe er durchaus keinen Theil daran gehabt, und die Gräfin dies billiger Weise übel nahm.

Nachdem sich Ermler einige Stunden lang unter der Hand erkundigt hatte (der Treffliche hat sich in mehreren Restaurants ausgezeichnet amüsirt), meldete er dem gräflichen Paare, daß der junge Herr Graf auf eine Rückfahrkarte nach Berlin gereist sei.

Die Angst schwand, und in bekannter Weise wurde nun die große Frage erörtert, was das verwöhnte, verzärtelte Muttersöhnchen, das man bisher nie von der Hand gelassen, eigentlich allein in Berlin wolle.

Schon am andern Abend rollte in gemüthlichem Tempo eine Droschke in den Hof der drei Häuser.

Die Gräfin stürzte vom Theetisch fort ans Fenster, goß dabei das zum Glück nicht mehr kochende Wasser des Theekessels ihrem guten Ludwig über die Hände, und von den verschiedenartigsten Ausrufen empfangen, trat wirklich und lebendig Karl August in den Salon. Um eine illustrirte Romanphrase der „Fliegenden Blätter" zu gebrauchen: „Schön, blond, kühl wie immer?"

„Meine theure Mutter, lasse mir vor allen Dingen etwas serviren. Ich vergehe vor Hunger und verschmachte vor Durst."

Einstweilen verhalf sich der ruhige Jüngling zu einem Glase schweren Portweins, des speciellen Frühstücksgetränks seines Vaters, und nahm am Theetisch Platz.

Es war wirklich ein Bild und eigentlich kein humoristisches — wenigstens fand die Tragik dicht genug daneben, wie der Mann mit dem weißen Haar und die schöne, alternde Frau diesen Knaben, dies ihr höchstes Gut umgaben und ihm zutrugen, was er wünschte, für ihn liefen und klingelten, ihn mit zärtlichen Fragen dabei bestürmend, immer in halber Sorge, ihn nicht zu kränken, untereinander scharfe Worte tauschend, in der hohen Erregung, ihr Geliebtes wieder zu haben.

„Wo, geliebtes Kind, warst Du?"

„In Berlin bei Professoren der Medicin."

„Um Gottes Willen — ohne Deine Eltern, allein! Warum?"

„Allerdings allein und ohne meine Eltern. Ich bin ein erwachsener Mensch und hatte keine große Lust, mich in Hotels und bei den Aerzten lächerlich machen zu lassen! Ihr hattet das recht anständige Geld bekommen und Tag und Nacht kamen die unsinnigsten Ideen zur Welt, was Ihr mir dafür kaufen könnt. Wenn's möglich ist, Gesundheit dachte ich, und reiste nach Berlin, um ohne Furcht und Zagen Autoritäten zu Rathe zu ziehen."

Die Gräfin drückte die Hand ihres Gatten.

„Welch' ein Sohn! So muthig, so selbstständig! Unsere höchste Freude! Gott sei Lob und Dank für ihn!"

Der Graf zog gewohnheitsmäßig die Hände seiner Frau an die Lippen.

„Und die Aerzte — was sagen sie?" sagte er athemlos.

„Sie sagten, daß ich heilbar sei und Officier werden könnte! Bei den Gardedragonern — das vornehmste Regiment, das ich kenne! — Nur müßte ich ein oder zwei Jahre ruhig und gehorsam in einer Berliner Klinik zubringen."

Wortlos, athemlos, mit gefalteten Händen saßen die Eltern.

„Heilbar!" — „Officier!" flüsterten sie endlich.

„Und ganz allein hat er das zu Wege gebracht!"

„Gott sei gepriesen für unser Glück!"

* * *

Das wassersprudelnde metallische Ungethüm auf dem Hofe der drei Häuser sah sehr dumm aus, denn es stand mit offenem Munde da, ohne ersichtlichen Grund. Der Schnee lag dicht und weiß und es war sehr still Tag für Tag. Der Winter war gekommen und seine Herrschaft war diesmal streng. Bei den Pallas Rathsthurms waren die Fenster verhängt und die gräflichen Herrschaften waren auf Jahr und Tag — hieß es — nach Berlin gezogen, um den Grafen Karl August in einer Anstalt Gesundheit suchen zu lassen, ehe man ihn in die Irrenschpresse brachte. Der junge Graf hatte durchaus allein gehen wollen, war aber begreiflicher Weise mit dieser kühnen Idee nicht durchgedrungen. Sogar der sonst nicht gerade unvernünftige Vater hatte zu seiner Luise gesagt, das dürfe nie und nimmer geschehen; in der gefahrvollen Großstadt müsse der „junge Mensch" überwacht werden. Eine Klinik sei kein Gefängniß. — So zogen